

Die Pest in Poysdorf

Die furchtbarste Heimsuchung für unsere Heimat war in den früheren Jahrhunderten die Pest, die in manchen Jahren entsetzlich wütete. Ganze Ortschaften starben aus; kein Haus, kein Hof blieb verschont von ihr. Zur Zeit der Kreuzzüge kam sie durch heimkehrende Ritter und Kaufleute aus dem Morgenlande zu uns. Daß diese Seuche so verheerend wirkte, hat seinen Grund in den damaligen Zeitverhältnissen. Unsere Heimat ist ein blutgetränkter Boden, der nicht mit Unrecht die „Dreschtemme Mitteleuropas“ genannt wird. Die Kriege, die Plünderungen, Verwüstungen, die Truppendurchzüge, das Raubritterwesen bereiteten immer den Boden für die Seuche vor. Nicht vergessen dürfen wir den Handel und Verkehr, der Kaufleute aus allen Ländern durch unser Gebiet führte. Die Münzen, die man heute auf den Aeckern findet, sind ein Beweis, daß Händler aus ganz Deutschland und Rußland bei uns durchzogen. Auf den Straßen trieb sich auch allerlei fahrendes Volk, Bettler, Wegelagerer, unreine und unsaubere Leute herum, die von der Pest zuerst ergriffen wurden. Man hatte eine furchtbare Angst vor ihr. Unsere Ahnen sprachen den Namen Pest gar nicht aus, sie nennen sie „die laidige Seuch“, „Pestilenz“ oder „Contagion“, die „Sterbluft“, das „Giftfeuer“.

Der Bauer zitterte, wenn er nur den Namen hörte. Andächtig schlug er ein Kreuz und murmelte leise vor sich hin: „Verschon´ uns, o Herr!“

Die Unreinlichkeit jener Zeit betraf nicht nur den Körper des Menschen, sondern auch die Wohnung, die Stadt und das Dorf. Die engen, schmutzigen Straßen ließen keinen Sonnenstrahl und keine frische Luft herein. Jede Hausfrau schüttete die Asche, den Schmutz, die Speisereste und das Schmutzwasser auf die Gasse. Hier vertrocknete es, der Regen schwemmte es weg oder der Wind trieb den Schmutz als Staub zurück in die feuchten, düsteren Wohnungen. Daß man tote Hunde, Katzen, Ratten und andere Tiere auf der Straße oder im vorbeifließenden Bache verfaulen ließ, war eine tägliche Erscheinung. Wer kümmerte sich um Ordnung und Reinlichkeit? Niemand. Denn Aerzte gab es noch nicht. Ihre Stelle vertraten der Bader oder der Feldscherer, die oft ein größeres Unheil noch anrichteten, indem sie in Pestzeiten Gesunde in den Spitälern einsperrten und Kranke frei ließen. Der Stoßseufzer jener Tage: „O Herr, von den ungelehrten Aerzten befreie uns!“ Spricht wohl ganze Bände. Kamen von Wien aus sogenannte Viertelärzte (Kreisärzte) mit ihren Siechenknechten, die ihnen zur Dienstleistung zugewiesen wurden, so begegnete man häufig der traurigen Tatsache, daß diese Leute den Lohn ruhig einsteckten, ins Gasthaus gingen, hier zechten und nach Herzenslust aßen, in den verlassenen Häusern Wäsche, Betten u. dgl. stahlen und verkauften und sich gar nicht um die Kranken kümmerten. Gezahlt waren diese Aerzte nach den damaligen Verhältnissen sehr gut. 3 bis 6 Gulden betrug ihr Wochenlohn und noch 1 Gulden Zehrgeld. Trotzdem war großer Mangel an Aerzten und Siechenknechten und in Wien nahm man die Gefangenen aus den Gefängnissen und steckte sie als Krankenpfleger in die Spitäler und Isolierhäuser. Die Aerzte mußten mit Gewalt in die Wohnungen geführt werden. Aufs Land ging niemand gern. Denn die Bevölkerung nahm oft eine feindselige Haltung gegen den Arzt ein und seine Anordnungen stießen auf starken Widerstand. In allen Städten gab es noch Hausbrunnen, die in einem Hofwinkel neben dem Stall oder bei der Jauchengrube lagen und in die oft das Schmutzwasser hineinfließ. Die Friedhöfe lagen mitten im Orte, oft an einem Bergeshang. Eine Fleischbeschau, eine Marktpolizei waren vielfach unbekannte Dinge und, wenn auch Beamte dafür angestellt waren, so nahmen die ihre Pflicht nicht genau. Das arbeitende Volk wohnte vielfach in düsteren, schmutzigen und feuchten Massenquartieren, wo nie ein Sonnenstrahl hineinfiel, die selten gelüftet und gereinigt wurden.

Die traurigen sozialen Verhältnisse jener Zeit ließen die Seuche rasch um sich greifen. Der Bauer, der mit Abgaben und Frondiensten überladen war, nagte selbst oft am Hungertuche, wenn eine Mißernte eintrat. Nicht viel besser ging es dem Soldaten, dem die Offiziere das Beste nahmen und der vielfach mit schlechten Nahrungsmitteln sich begnügen mußte. Das Volk wurde auch nicht häufig aufgeklärt über das Wesen der Pest. Allgemein hieß es, daß Tote nicht gefährlich wären für die Lebenden. Es kam vor, daß man zur Nachtzeit den Toten Brot, Aepfel oder Bäckerei auf den Mund legte und dies einige Stunden später vor der Haustür eines Gegners niederlegte, damit es die Kinder verzehren und dann sterben. Arzneien hatte man anfangs keine. Der Mensch stand rat- und machtlos der Seuche gegenüber. Allgemein sah man in ihr ein Strafgericht Gottes, dem man nicht vorgreifen dürfe. Darum verjagten einzelne Dörfer die Viertelärzte und Siechenknechte. Suchten die einen die Ursache der Pest in den schweren Sünden der Menschheit, so glaubten andere, daß verschiedene Naturerscheinungen, wie Sonnen-, Mondesfinsternisse, Kugelblitze oder Kometen die Pest mit sich brächten. Die Beobachtung des Himmels und der Himmelserscheinungen war Pflicht des Nachtwächters. Auch die Juden machte man dafür verantwortlich, da sie beschuldigt wurden, daß sie die Brunnen vergiften. Die Folge waren Judenverfolgungen. Kein Wunder, wenn das unwissende Volk in das Reich des Aberglaubens floh, wenn es sich den Schwindlern, die ja zu solchen Zeiten in Menge auftraten und aus dem beschränkten Sinn unseres Volkes eine ergiebige Geldquelle machten, in die Arme stürzte. Teuere Schutzmittel wurden da dem leichtgläubigen Volke verkauft, die Leute ließen dann jede Vorsicht außer acht und fielen erst recht der Seuche zum Opfer.

Bis zum Dreißigjährigen Krieg finden sich leider keine schriftlichen Aufzeichnungen, aus denen man entnehmen könnte, daß die Pest unser Dorf heimsuchte. Trotzdem können wir ruhig annehmen, daß im Mittelalter öfters die Seuche hier wütete, wie man aus den Gedenkbüchern von Znaim, Nikolsburg und anderen Orten ersieht. Das Gedenkbuch beginnt mit dem Jahr 1595, nachdem am 4. Mai 1582 Poysdorf zum Markt erhoben war. 1638 beobachteten die Leute Feuerkugeln am Himmel, die zur Erde fielen und einen Schwefelgeruch verbreiteten. Es waren Kugelblitze, die man als ein schlechtes Zeichen auffaßte. Allgemein fürchtete man, daß ein „Erschröcklicher Sterb“ kommen werde, was aber nicht geschah.

Dafür kam die Pest im Jahre 1645, als die Schweden bei uns waren. Kein Haus blieb verschont, ganze Familien starben aus. Viele Flüchtlinge retteten sich aus Wien hieher, die aber zum größten Teil starben. 5000 Menschen, darunter Ortsbewohner und Flüchtlinge, raffte die Pest hinweg. An manchen Tagen starben 50 Personen, so daß die Hälfte der Häuser leer stand und alle waren durch die Kriegswirren in trostlosem Zustande. 10 Jahre später kehrte die Pest wieder ein, doch wurde niemand befallen, so daß die Bewohner gelobten, eine Wachskerze dem damals bekannten Wallfahrtsorte Alt-Ruppersdorf zu opfern. Die muß recht groß gewesen sein, denn 11 Jahre brannte sie an Sonn- und Feiertagen in der Gnadenkirche zu Ruppersdorf und der Stumpf wurde 1676 von dem hierortigen Lebzelter Matthias Spindler abgeholt und eine neue gegossen, die 42 Pfund schwer war und 11 Gulden 48 Kreuzer kostete. Bemalt wurde sie von dem Poysdorfer Maler Daniel Ullrich, der für seine Mühe 6 Gulden verlangte. Ein stark verkleinertes Abbild sieht man noch jetzt in der Pfarrkirche zu Poysdorf. Wachskerzen und Wachs der Kirche zu spenden, war damals nicht nur eine fromme Sitte, sondern auch eine Strafe, die jeden Bauer traf, der Samstag nachmittags im Weingarten arbeitete. Poysdorf hatte eine eigene Wachsbleiche, die bis zum Jahre 1800 bestand. Sie lag zwischen der Kaiserstraße und dem Radaweg neben dem Ziegelofen.

Mitten in den Kriegsvorbereitungen gegen die Türken tauchte abermals die Pest auf, das war im Jahre 1679. In Wien starben damals 15.000 Menschen. Abraham a Santa Clara hat in seinem Werke „Merk´s Wien“ die Pest in erschütternden Bildern geschildert. Ganz Niederösterreich wurde in

Mitleidenschaft gezogen. Die umliegenden Orte litten furchtbar. In Wilhelmsdorf starben alle Leute bis auf acht Personen; ebenso in Poysbrunn und Wetzelsdorf. Nur Poysdorf blieb verschont, obwohl die Bäcker Brot und Weißgebäck nach Wilhelmsdorf liefern mußten. Sie trugen es in Körben auf das freie Feld zwischen Poysdorf und Wilhelmsdorf, stellten daneben Bottiche voll Wasser und entfernten sich. Die Wilhelmsdorfer kamen herbei, holten sich, was sie brauchten und legten das Geld in den Wasserbottich. War alles verkauft, nahmen die Bäcker ihre Körbe und das Geld aus dem Wassergefäß und gingen nach Hause. Zum Andenken daran, daß kein Bäcker angesteckt wurde, stellte man den „Schutzengel“ auf, eine Statue, die heute neben der Straße steht und uns an die schwere Zeit des Jahres 1679 erinnert.

Der Rat des Marktes beschloß ferner, eine Glocke gießen zu lassen und alle Jahre eine Wallfahrt nach Wranau und Maria-Zell zu machen, wenn der Markt verschont bliebe von jeder Seuche. Das Geld für die Glocke sammelte man unter den Bürgern und Inwohnern Poysdorfs und es dauerte vier Jahre, bis das Gelübde erfüllt werden konnte. Im Jahre 1685 wurde die Pestglocke, die 25 Zentner wog, in Wien von dem kaiserlichen Stückgießer Johann Kippl gegossen. Mehr als 200 Jahre sah sie vom hohen Turm der Pfarrkirche herab auf den Markt, ihr metallener Mund begleitete das wechselvolle Leben des Bürgers, seinen Kummer und seine Sorgen, seine Freude und seine Lust, bis der Weltkrieg auch sie holte und sie zu Kriegszwecken dienstbar machte.

Die Wallfahrten nach Wranau und Maria-Zell wurden alle Jahre unternommen und es mußte aus jedem Haus eine Person mitgehen. Noch steht die hohe Säule aus dem Jahre 1679 neben der Reichsstraße, das sogenannte „Braunauerkreuz“; bis hierher begleiteten ein Priester und die Angehörigen die Wallfahrer, dann zogen sie singend und betend weiter über Nikolsburg, Brünn nach Wranau, das in der „Mähr. Schweiz“ unweit der Mazocha mitten zwischen dunkelgrünen Bergen eingebettet liegt.

Zwischen Poysdorf und Wetzelsdorf steht auch eine Tabernakelsäule, das „Zellerkreuz“, das uns an die Prozessionen zur „Zeller Muttergottes“ erinnert. Mit der ersten Prozession wurde das Motivbild von Poysdorf in die Gnadenkirche nach Maria-Zell mitgenommen. Das zweite Motivbild blieb in der hiesigen Pfarrkirche; es stammt aus dem Jahre 1681 und zeigt uns den Markt, wie er 1679 aussah. Im Vordergrund sehen wir das „Wiener Tor“, das zur Pestzeit, wie auch die zwei anderen Tore: das Brünner- und Walterskirchnertor, streng bewacht wurden, daß kein Fremder aus einem verseuchten Orte ein- oder durchwanderte. Dem Adel und dem Geistlichen glaubte man auf ihr Wort, jeder andere mußte einen Reisepaß haben genau so wie heute. Man mußte sich in dem Paß bescheinigen lassen, daß man aus einem seuchenfreien Orte kam. Ein solcher Paß lautete: „Mir Bürgermeister und Rat der des Hl. Römischen Reiches freien Stadt Nürnberg urkunden und bezeugen hiemit, daß in hiesiger Stadt und Landschaft, Gott Lob! die Luft ganz rein, gesund und von allen ansteckenden Seuchen befreit sei. Ersuchen daher hiemit alle und jede Hohe und Niedere Standesperson, Sie wollen Vorzeiger dieses, Maler aus Tübingen, welcher sich einige Jahre allhier aufgehalten hat und nun über Leipzig nach Wolsenbüttel zu reisen Willens ist, aller Orten sicher und ungehindert passieren und repassieren lassen.“

Ein zweiter Paß lautet: „Demnach Vorzeiger dieses, der Mahler H., 28 Jahre alt, mittlerer Statur, gesunden vollen Angesichts, schwarzbraune Haare tragend, gekleidet in einen gelblichen Ueberrock, sich zeithero in diesem Orte aufgehalten, und hier von einigen ansteckenden Krankheiten und Viehseuchen, Gott sei Dank! nichts zu spüren, von hier nach Nürnberg zu reisen gewillet und um gegenwärtigen Paß und Zeugnis angelanget: So werden alle und jede, denen dieses vorzuzeigen nötig sein wird, hiemit ersuchet, obdachten H. sicher und ungehindert pass- und repassieren zu lassen.“

Die Wache stand Tag und Nacht und eine Streifwache ging des Nachts sogar durch die Gassen. Bürger und Inwohner leisteten den Wachdienst. Vor den Toren brannte manchmal sogar ein Feuer, in das man Wacholderäste legte. In den Rauch, dem man eine desinfizierende Wirkung zuschrieb, hielt man den Reisepaß. Ein gleiches Feuer brannte vor dem Rathaus; da hielt der Gemeindegeschreiber die Schriftstücke in den Rauch, die ihm von den Parteien übergeben wurden. Die Kaufleute übernahmen kein Geld von den Kunden. Die legten es in einen bereitstehenden Wasserkübel.

Desinfektionsmittel jener Zeit waren: Rauch des Wacholderstrauches, Essig, Kalkwasser, Wein und die Sonne. Die Straßen wurden in der Pestzeit gekehrt, die Wohnräume mit Kalk getüncht, die Leute wuschen sich mit Essigwasser, sie vermieden größere Ansammlungen und blieben schön zu Hause. Wallfahrten waren verboten, ebenso Prozessionen, Bittgänge, Versammlungen und Märkte. Das gängigste Volk hielt Hausandachten ab. Am Abend versammelte sich die Familie und das Gesinde, verrichtete Andachten zu Maria, zur hl. Dreifaltigkeit, zu den Pestpatronen: Rochus, Sebastian, Karl Bor., Franz und Rosalia. Mancher Hausvater gelobte ein Kreuz oder eine Denksäule, wenn sein Haus von der Pestilenz verschont bleibt. Solche Denksäulen stehen noch heute an Kreuzwegen und in den Aeckern; viele sind verfallen, zerstört und ganz verschwunden.

Ein Gesetz aus dem Jahre 1679 verordnete unter „Leib- und Lebensstrafen“, daß die Toten nicht im Friedhof beerdigt werden dürfen, daß alle Hunde, Katzen und Tauben in den Pestdörfern zu vernichten sind, daß die Pesthäuser gesperrt und kein Gottesdienst abgehalten werden darf. Die Toten begrub man außerhalb der Ortschaft und man erkennt noch heute die Pestfriedhöfe an den Bildsäulen oder Kreuzen, die man später da aufstellte. Solche Säulen, die kunstvoll aufgebaut wurden, fand ich in Ketzelsdorf bei Poysdorf und in Palterndorf bei Zistersdorf. Sehr schlecht ging es den Bettlern, die man nirgends einließ. Sie wurden überall davongejagt und verhungerten. Da der Handel und der Verkehr stockte, machte sich ein Mangel an Lebensmitteln geltend. Mit Tuch, Leinwand und Kleidern durfte überhaupt nicht gehandelt werden. Es ist da leicht zu begreifen, daß die Leute eine drohende Haltung gegen die Pestkommissäre einnahmen und daß die Gesetze und Anordnungen nicht streng eingehalten wurden. Lieber warfen sich die Leute in die Arme der Pest, als in die der Hungersnot.

Der Priester reichte das Abendmahl mit einem Instrument, das er bei jedem Andächtigen oder Sterbenden zuerst eine Weile ins Feuer halten mußte. Darum hatte der Mesner in einer Schale eine Glut, die er beim Bersehen mittrug. Auf die Pesttoten wurde viel Kalk geschüttet. Darum findet man jetzt, wenn die ehemaligen Pestfriedhöfe tief umgeackert oder umgegraben werden, viele Menschenknochen und Kalk. Da die Ortschaften sich seit 1679 weiter ausdehnten, sind solche Pestfriedhöfe mit den Bildstöcken heute schon in Orte drinnen.

Mehr als dreißig Jahre vergingen, ehe die Pest wieder in unsere Heimat einkehrte. Ende April des Jahres 1713 trat sie auf und erst im Dezember erlosch sie. Den Toten floß Blut aus den Augen, Ohren und der Nase. Aus Wien, wo die Seuche sehr stark auftrat, flohen die Bewohner auf das flache Land und verbreiteten da die Krankheit. Poysdorf wurde zu einem Kontumazort bestimmt; die Bürger wehrten sich gegen diese Bestimmung und brachten ein Gesuch bei der Landesregierung ein, diesen Kontumazort von Poysdorf nach Stützenhofen oder Schweinburg (Schweinbart) zu verlegen; denn, so heißt es ein dem Gesuch, Poysdorf sei durch eine Feuersbrunst aus der Kuruzzenzeit (1706) schwer geschädigt, so daß wenig Wohnungen da sind. Da die Bewohner viele Weingärten und wenig Aecker haben, muß Brotgetreide aus den umliegenden Ortschaften eingeführt werden. Hält die Pest lange an, so leiden Bewohner und die Kontumazierten Hunger. Poysdorf sei endlich ein volkreicher Ort, in dem viele Kinder leben und der von der Landesgrenze zwei Stunden entfernt ist.

Das Gesuch hatte keinen Erfolg. Nach Poysdorf kam ein Wundarzt von Wien, der zugleich Komtumazorts-Kommissär war. Die Gemeinde mußte für ein Quartier und Verpflegung des Arztes sorgen. Die Post wurde von Reitern aus Nikolsburg abgeholt; denn die Poststraße berührte damals nicht Poysdorf, sondern Ketzelsdorf, und der Weg, der an Stelle der alten Reichsstraße führt, heißt im Volksmunde noch „Fürstenweg“.

Der Fürst Liechtenstein als Grund- und Marktherr erließ folgende Weisungen: 1. Sind Baracken und ein Lazarethhaus zu errichten. 2. Die Häuser der Kranken sind zu sperren und niemand ist ein- oder herauszulassen. 3. Die Häuser sind mit Kronawetter einzuräuchern. 4. Keine Leute sind aufzunehmen, die nicht einen Paß haben. Niemand darf hausieren oder betteln gehen. 5. Jeder Hausbesitzer muß die Hintertür des Hauses versperren, daß da niemand hereinkommen kann. 6. Bei den Toren muß Tag und Nacht fleißig gewacht werden. Die Wache ist auch zu visitieren, ob sie den Dienst genau versieht. Um 7 Uhr früh erscheint die Wache vor dem Markrichter. 7. Der Schulmeister muß zweimal in der Woche mit den Kindern die Litanei beten.

In Herrnbaumgarten wütete die Pest sehr stark. Doch durfte kein Mensch von dort nach Poysdorf kommen, denn die wurden mit Spott hinausgejagt. Es war ihnen auch streng verboten durch den Fürsten Liechtenstein. Die Leute mieden sich gegenseitig, man unterließ Besuche und Wirtshausgänge, Kellerpartien hörten auf, ja, man gab sich nicht einmal die Hand. Beim Gottesdienst wurde nicht gesammelt. Wo Klöster waren, z. B. in Asparn a. d. Zaya, vermauerten sich die Mönche und einer mußte draußen im Orte die priesterlichen Funktionen übernehmen. Der hieß „Kontagionsgeistlicher“. Wasser oder Kot durfte nicht auf die Straße geschüttet werden. Wer es tat und dabei erwischt wurde, zahlte drei Dukaten und arbeitete vier Wochen im Eisen.

Wallfahrten durften in der Zeit, da die Pest wütete, nicht unternommen werden. Kirchen und Wirtshäuser wurden mit Kronawetter ausgeräuchert; in jedem Geschäfte stand ein Wasserbottich, in den die Kunde das Geld legte. Briefe, die abgeschickt wurden, mußten eingeräuchert werden. Versammlungen und Märkte waren verboten, die Gasthäuser gesperrt, Handel und Wandel stockten. Es fehlten in vielen Orten die Arbeitskräfte, die Felder und Weingärten wurden nicht so sorgfältig bearbeitet wie sonst und der Ertrag blieb hinter dem anderer Jahre zurück. Die Folge war Not und Teuerung und die Regierung mußte mit eiserner Strenge jeden Wucher und Kettenhandel unterdrücken. Untersagt war das Kaufen und Verkaufen alter Kleider. Die „Pinggel“ der Leute wurden von den Wachen genau untersucht.

Die Dirnen, Zigeuner und das fahrende Volk wurden abgeschafft, und zwar nach Ungarn in die Festungen. Hier wurden sie zur Arbeit gezwungen. Kauf- und Wirtsleuten wurde Ordnung und Reinlichkeit aufgetragen. Die Lebensmittelbeschau führte man ein. Waschungen, Bäder, Körperpflege, Lüftung der Wohnungen, das Anstreichen der Wände mit Kalk, das alles kam wieder in Gebrauch; denn Unglück und Seuchen sind des Menschen Lehrer und seit 1679 hatten die Leute alle Vorsichtsmaßregeln vergessen. Die Häuser, in denen Pestkranke wohnten, wurden mit einem weißen Kreuz bezeichnet. Niemand durfte ein solches Haus betreten. Starb der Kranke, so blieb es noch immer sechs Wochen gesperrt. Manche Bewohner entzogen sich dieser Anordnung, indem sie den Pestfall nicht zur Anzeige brachten und den Toten im Keller oder im Garten rasch begruben. Darum findet man noch heute oft menschliche Knochen, wenn ein Garten tief umgegraben wird.

Die Aerzte gaben den Leuten Verhaltensmaßregeln an. Fröhlich soll jeder eine saure Suppe essen, darauf ein Gläschen Wein trinken, worin über Nacht ein erbsengroßes Stück Kampfer aufgelöst wurde. Zutraglich ist der Genuß von Wacholderbeeren, ein Butterbrot mit einer Messerspitze gestoßenen Schwefels, Rautentee und Knoblauch. Mit Essig oder Wacholderöl soll man

sich die Schläfen, die Pulsadern an den Händen, die Achselhöhlen, den Unterleib und das Hinterhaupt einreiben. Auch tote Kröten legte man den Kranken auf die Beulen, die zogen das ganze Gift aus dem Körper, wurden dick und voll, der Kranke erlangte seine Gesundheit. Dieses Hausmittel gebrauchte man in Gaweinstal.

Die Gemeinden errichteten nicht nur Spitäler, sondern auch Apotheken, die den Namen „Landschaftsapotheke“ noch heute führen. Viele ehemalige Pestspitäler sind heute Armenhäuser.

Ungern befolgten die Leute die Anordnungen und Befehle, welche die Regierung erließ, um der Seuche Herr zu werden. In manchen Orten weigerten sich die Bewohner und leisteten Widerstand; da wurde ein Galgen aufgerichtet außerhalb des Ortes und wer widersetzlich war, wurde ohne weiteres mit dem Tode bestraft. Das half.

Zur Erinnerung an die letzte Pest im Jahre 1713 erbauten die Bürger Poysdorfs die schöne Dreifaltigkeitssäule; jeder gab sein Scherflein dazu. Die Fuhren leisteten die Bauern umsonst, ebenso die Handarbeiten. Trotzdem kostete die Säule 1700 Gulden und ist ein Werk des Wiener Bildhauers Rochus Mayerhofer. Ausführlich schildert das Gemeindegedenkbuch die Grundsteinlegung im Jahre 1715, die Einweihung und die „herrliche Mahlzeit“ im Rathause. Die Poysdorfer konnten eine derartige Säule errichten, denn kein einziger Bewohner fiel der Seuche im Jahr 1713 zum Opfer.

Fast jede Gemeinde besitzt eine derartige Pest- oder Dreifaltigkeitssäule, oft findet man auch noch eine Rochus- oder Sebastiankapelle. Ihre Bilder sieht man auf den Kirchenfahnen und Altären. Nebst einer Wallfahrt nach Maria-Zell und nach Wranau gelobte die Bürgerschaft, jeden Sonnabend nachmittags die Arbeiten im Weingarten zu unterlassen. Wer aber arbeitete, zahlte 30 Gulden Strafe. All' die Gelübde gerieten in Vergessenheit, auch die Betstunden vor der Pestsäule, die Prozessionen und Predigten unterließ man. Nur am Dreifaltigkeitssonntag schmückte man die Säule mit grünen Aesten und Blumen und jeder Tote wird, ehe er im Grabe zur ewigen Ruhe bestattet wird, an der Pestsäule vorübergetragen, mag er auch ganz beim Friedhofe gewohnt haben.

Mehr als 200 Jahre sind seit der letzten Pest vergangen. Für uns ist diese Seuche kein Schreckgespenst mehr, wir kennen sie nur aus der Geschichte der Heimat, aus Bildern, Büchern und Gedenksäulen und wissen, daß es Tage der Trauer waren, wenn sie ihren Einzug hielt in die stillen Hütten unserer Gemeinde. Noch lange sang die Gemeinde die Pestlieder bei den Wallfahrten an die Gnadenorte, bei den Andachten vor den Dreifaltigkeitssäulen und in der Kirche. Ein solches Lied begann mit den Worten: „Von G'fahr der Pest tut man gar viel sagen – jedoch gar wenig ein Abscheuer tragen – ja, ich muß gestehen - es hat das Ansehen – als wenn Gott nicht liebte mehr – und kein Höll noch Himmel wär.“

Veröffentlicht in: „Mistelbacher Bote“, 1925, Nr. 52, S. 7